



Aus Freude am Lesen

»Die Leiche meines Vaters werden sie nie finden.« Mit diesen Worten beginnt Jasper Dean die Odyssee durch die windungsreiche Geschichte seiner Familie. Zeit seines Lebens hat sich Jasper mit der Frage herumgeschlagen, ob er seinen Vater bedauern, ignorieren, ihn verehren oder gar umbringen sollte. Vater Martin, ein Moralist ohnegleichen, war Australiens meistgehasster Wohltäter. Und nichts war schlimmer für ihn, als der Bruder von Terry Dean zu sein – dem beliebtesten Verbrecher des Landes. Nicht verwunderlich also, dass Jasper zwischen die Räder des Bruderzwistes geriet ...

Mit unbändiger Fabulierfreude entführt uns Steve Toltz in die verrückte Welt der Deans. Höchst amüsant erzählt er von Räuberhöhlen und Nervenheilanstalten, von wilden Verfolgungsjagden durch drei Kontinente, von den Höhen der ersten Liebe und den Tiefen fehlgeleiteten Ehrgeizes – von allem, was das Leben zu bieten hat.

STEVE TOLTZ wurde in Sydney geboren und lebte in Montreal, Vancouver, New York, Barcelona und Paris, wo er als Privatdetektiv, Kameramann, Telefonverkäufer, Sicherheitsbediensteter, Englischlehrer und Drehbuchautor tätig war. *Vatermord und andere Familienvergügen* ist sein erster Roman, der 2008 für die shortlist des renommierten Booker Prize und des Guardian First Book Award nominiert und mit dem Christine-Stead-Preis ausgezeichnet wurde.

Steve Toltz

**VATERMORD
UND ANDERE
FAMILIENVERGNÜGEN**

Roman

*Aus dem Englischen von
Clara Drechsler und Harald Hellmann*

btb

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
A Fraction of the Whole im Verlag Spiegel & Grau, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2008 Steve Toltz
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by Deutsche
Verlags-Anstalt in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München, nach einem
Umschlagentwurf von glanegger.com

Umschlagmotiv: © Vadim Nardin / Shutterstock

Satz: DVA / Brigitte Müller

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse. Leck

LW · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74344-5

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Für Marie



TEIL EINS

Dass ein Sportler durch einen tragischen Unfall seinen Geruchssinn verloren hat – so was hört man nie, wie auch? Damit das Universum schmerzhaft Lektionen erteilen kann, die uns im späteren Leben dann doch nicht weiterhelfen, muss der Sportler seine Beine verlieren, der Philosoph seinen Verstand, der Maler sein Augenlicht, der Musiker sein Gehör, der Koch seinen Geschmackssinn. Und welche Lektion mir erteilt worden ist? Ich habe meine Freiheit verloren und sitze nun in diesem komischen Gefängnis, und die größte Herausforderung – wenn man davon absieht, dass man sich daran gewöhnen muss, nie etwas in den Taschen zu haben oder behandelt zu werden wie ein Hund, der in einen heiligen Tempel gepisst hat – besteht darin, die Langeweile zu ertragen. Mit der einsatzfreudigen Brutalität der Wärter werde ich fertig, auch mit den vergeudeten Erektionen, sogar mit der erstickenden Hitze, die einem die Luft abschnürt – offenbar laufen Klimaanlageanlagen unserem Gerechtigkeitsempfinden zuwider, als wäre ein bisschen frische Luft schon eine Art Begnadigung für einen Mord. Aber womit soll ich mir hier nur die Zeit vertreiben? Mich verlieben? Da gibt es eine Wärterin, deren gleichgültiges Glotzen durchaus einen verführerischen Reiz hat, aber ich war noch nie ein Frauenheld – für mich ist auch ein Nein eine Antwort. Den ganzen Tag schlafen? Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Fratze, die mich schon mein Leben lang verfolgt. Oder meditieren? Nach allem, was geschehen ist, weiß ich, dass der menschliche Geist nicht die Hirnhaut wert ist, die

ihn hervorbringt. Es gibt hier keine Zerstreuungen, zumindest nicht genügend, um der ständig drohenden Nabelschau zu entgehen. Und die Erinnerungen kann ich mir ja schlecht mit einem Stock vom Leib halten.

Bleibt nur eines: verrückt werden, was nicht weiter schwierig ist in einem Theater, an dem jede zweite Woche die Apokalypse auf dem Spielplan steht. Die Aufführung gestern Nacht war ein echtes Highlight: Ich war fast eingeschlafen, da begann plötzlich das Gebäude zu beben, und Hunderte wütende Stimmen schrien wie aus einer Kehle. Ich erstarrte. Ein Aufstand, schon wieder eine dieser schlecht vorbereiteten Revolten. Keine zwei Minuten später wurde meine Zellentür aufgetreten, und herein stürzte eine große Gestalt, deren Lächeln rein dekorativen Charakter hatte.

»Deine Matratze. Brauch ich«, sagte der Mann.

»Wozu?«, fragte ich.

»Wir zünden alle Matratzen an«, verkündete er stolz, die Damen nach oben gereckt, als sei diese Geste das Juwel in der Krone menschlichen Einfallsreichtums.

»Und auf was soll ich schlafen? Auf dem Fußboden?«

Er zuckte die Achseln und redete dann in einer Sprache auf mich ein, die ich nicht verstand. Sein Hals war voller Buckel und Beulen; unter seiner Haut ging offenbar Entsetzliches vor. Die Menschen hier sind alle Wracks, das Unglück, das an ihnen klebt, hat sie entstellt. Bei mir ist es genauso: Mein Gesicht sieht aus wie eine verschrumpelte Weintraube, mein Körper wie ein knorriger Rebstock.

Ich verscheuchte den Häftling mit einer lässigen Handbewegung und horchte erneut auf das Wüten des Mobs. Und genau in dem Moment kam mir eine Idee: Ich könnte mir die Zeit damit vertreiben, meine Geschichte aufzuschreiben. Natürlich im Geheimen, hinter verschlossener Zellentür, immer nur nachts, und die Papiere würde ich dann in dem modrigen Spalt zwischen Toilette und Zellenwand verstecken, in der Hoffnung, dass meine Schließer nicht zu den Typen gehören, die auf allen vieren durch die

Zelle kriechen. Gerade als ich mich mit der Idee angefreundet hatte, fiel wegen des Aufruhrs das Licht aus. Ich saß auf meinem Bett und ließ mich verzaubern vom Feuerschein, der von den brennenden Matratzen im Flur zu mir hereinleuchtete, wurde dabei aber sofort von zwei grimmigen, unrasierten Mitgefangenen gestört, die mit großen Schritten in meine Zelle stapften und mich anstarrten, als sei ich ein Bergpanorama.

»Du bist der, der seine Matratze nicht rausrücken will, oder?«, knurrte der Größere von beiden, der aussah, als sei er seit drei Jahren jeden Morgen mit demselben Kater aufgewacht.

Ich sagte, der sei ich.

»Los, zur Seite.«

»Wollte mich aber gerade hinlegen«, protestierte ich. Von beiden kam ein kehliges, beunruhigendes Lachen, das klang wie zerreißender Jeansstoff. Der Größere stieß mich weg und zerrte die Matratze von meinem Bett, während der andere dastand, als sei er tiefgefroren und warte auf Tauwetter. Es gibt durchaus einiges, für das ich meinen Hals riskieren würde, doch eine lumpige Matratze zählt bestimmt nicht dazu. Die Matratze zwischen sich, blieben die beiden in der Tür stehen.

»Kommst du?«, fragte mich der Kleinere von beiden.

»Wohin?«

»Ist deine Matratze«, erwiderte er schlicht. »Dein gutes Recht, sie selbst anzuzünden.«

Ich stöhnte. Der Mensch und seine Normen! Selbst in einem Hexenkessel der Gesetzlosigkeit muss er sich noch an einen Kodex halten, so bitter hat er es nötig, sich vom Tier abzugrenzen.

»Lass mal.«

»Wie du willst«, sagte er ein wenig enttäuscht. Er murmelte seinem Kumpel etwas in einer fremden Sprache zu, der lachte auf, und sie machten sich davon.

Hier ist immer was los: Wenn nicht gerade eine Gefängnisrevolte angezettelt wird, versucht jemand auszubrechen. Und diese fruchtlosen Bemühungen helfen mir, das Positive an der

Inhaftierung zu sehen. Anders als die, die sich da draußen in guter Gesellschaft am Riemen reißen müssen, brauchen wir hier drin unser tagtägliches Elend nicht als Schande zu empfinden. Hier haben wir immer einen vor Augen, dem wir die Schuld an unserem Scheitern geben können – einen in blank polierten Stiefeln. Deswegen kann mir die Freiheit gestohlen bleiben, denn in der wirklichen Welt bedeutet Freiheit, seine Urheberschaft zuzugeben, auch wenn die Geschichte erstunken und erlogen ist.

Wo soll ich mit meiner Geschichte beginnen? Die Erinnerungen machen es einem nicht gerade leicht: wie sich entscheiden zwischen denen, die darauf brennen, erzählt zu werden, denen, die noch reifen müssen, denen, die bereits runzlig werden, und denen, die dazu prädestiniert sind, durch die Sprachmangel gedreht und dabei zerrieben zu werden? Eines jedenfalls ist sicher: Nicht über meinen Vater zu schreiben, würde meine geistigen Kräfte übersteigen. Alle meine Gedanken, in denen Dad gar nicht auftaucht, kommen mir vor wie eine sehr durchschaubare Taktik, die Gedanken an ihn zu unterdrücken. Warum aber sollte ich das tun? Mein Vater hat mich für meine bloße Existenz bestraft, und nun bin ich an der Reihe, ihn für *seine* bloße Existenz zu bestrafen. Wie du mir, so ich dir.

Das eigentliche Problem jedoch ist: Gemessen an unser beider Leben, komme ich mir ganz klein vor. Es überragt uns um ein Vielfaches. Wir haben auf eine Leinwand gemalt, die größer war, als es uns eigentlich zustand, sind durch drei Kontinente gezogen, von der Unauffälligkeit ins Rampenlicht, von Städten in den Dschungel, trugen zuerst Lumpen, dann Designerfetzen, wurden im Stich gelassen von unseren Geliebten und von unseren Körpern, wir haben uns erniedrigt und beleidigt, erst im nationalen Rahmen, dann im kosmischen Maßstab. Und kaum je eine Umarmung, die uns aufgebaut hätte. Wir waren behäbige Leute auf Abenteuerfahrt, wir spielten mit dem Leben, aber für den ganz großen Einsatz hat es nicht gereicht. Wo also soll ich mit

dem Bericht von unserer schrecklichen Odyssee ansetzen? Mach's nicht zu kompliziert, Jasper. Vergiss nicht, dass die Vereinfachung komplexer Zusammenhänge die Menschen zufriedenstellt, nein, geradezu begeistert. Abgesehen davon, meine Geschichte ist verdammt gut – und zudem auch noch wahr. Ich weiß nicht, warum, aber darauf scheinen die Leute Wert zu legen. Mich selber hingegen würde es vor Neugier kaum auf dem Stuhl halten, wenn mir einer sagen würde: »Ich muss dir 'ne tolle Geschichte erzählen, und jedes Wort davon ist glatt gelogen!«

Ich kann es genauso gut jetzt gleich zugeben: Was folgt, handelt zu gleichen Teilen von meinem Vater wie von mir. Ich finde es grässlich, dass niemand seine Lebensgeschichte erzählen kann, ohne seinen Erz widersacher zu einer Berühmtheit zu machen, aber das liegt nun mal in der Natur der Sache. Und die Sache ist die: Ganz Australien verachtet meinen Vater wohl wie keinen Zweiten, genauso wie sie seinen Bruder, meinen Onkel, wie keinen Zweiten verehren. Und deshalb möchte ich die Geschichten über die beiden richtigstellen, will dabei aber weder Ihre Liebe zu meinem Onkel erschüttern noch den Hass auf meinen Vater ins Gegenteil verkehren, vor allem nicht, wenn dieser Hass so richtig abgrundtief ist. Ich will kein Spielverderber sein, falls Ihr Hass Ihnen dabei hilft, sich schneller darüber klar zu werden, wen Sie lieben.

Eines aber muss ich vorher noch sagen, nur damit es vom Tisch ist:

Die Leiche meines Vaters werden sie nie finden.

Die meiste Zeit über konnte ich mich nicht entscheiden, ob ich meinen Vater nun bedauern, ignorieren, verehren, verurteilen oder gar umbringen sollte. Tatsächlich blieb mir sein Verhalten bis zum Schluss unerklärlich. Er hatte widersprüchliche Vorstellungen von praktisch allem und jedem, besonders, was meine Ausbildung anging: Ich war gerade mal acht Monate im Kindergarten, da entschied er, dass ich nicht mehr hingehen sollte, weil

das Erziehungssystem »verdummend, geisttötend, archaisch und profan« sei. Ich verstehe nicht, wie jemand das Malen mit Fingerfarben archaisch und profan nennen kann. Eine Schweinerei, das ja. Geisttötend, nein. Er nahm mich aus der Gruppe und wollte mich zu Hause selbst unterrichten. Statt mich mit Fingerfarben malen zu lassen, las er mir die Briefe vor, die Vincent van Gogh an seinen Bruder Theo geschrieben hatte, kurz bevor er sich das Ohr abschnitt, dazu Passagen aus dem Buch *Menschliches, Allzumenschliches*, damit wir gemeinsam »Nietzsche vor den Nazis retten« konnten. Dann ließ sich Dad von der zeitaufwendigen Beschäftigung, ins Leere zu starren, ablenken, und ich saß im Haus herum und drehte die Däumchen, mit denen ich lieber in Fingerfarben gematscht hätte. Nach sechs Wochen lieferte er mich wieder im Kindergarten ab. Gerade als es so aussah, als wäre es mir doch noch vergönnt, ein normales Leben zu führen, da marschierte er, keine zwei Wochen nach Beginn meines ersten Schuljahrs, ins Klassenzimmer und riss mich erneut aus allem heraus, weil ihn die Furcht überkommen hatte, mein empfängliches Hirn könne sich »in den Falten von Satans Unterhose« verlieren.

Diesmal meinte er es ernst. Die Zigarettenasche auf einen Berg ungespülten Geschirrs schnippend, unterrichtete er mich an unserem wackeligen Küchentisch in Literatur, Philosophie, Geografie, Geschichte und einem namenlosen Fach, das darin bestand, dass er die Tageszeitungen durchging und mich anbefohrte, die Medien würden eine – wie er es nannte – »moralische Hysterie schüren«, und von mir verlangte, ihm zu erklären, warum die Leute sich so bereitwillig in moralische Hysterie versetzen ließen. Manchmal unterrichtete er von seinem Schlafzimmer aus, umgeben von Hunderten von Büchern aus dem Ramschantiquariat, Bildern von ernst dreinschauenden toten Dichtern, leeren Bierflaschen, Zeitungsausschnitten, alten Landkarten, schwarzen, vertrockneten Bananenschalen, Kisten mit noch ungerauchten Zigarren und Aschenbechern voller gerauchter.

So lief eine typische Unterrichtsstunde ab:

»Okay, Jasper. Also: Die Welt fällt nicht länger heimlich, still und leise auseinander, sondern mit lautem Getöse! In jeder Stadt der Welt zieht der Geruch von Hamburgern schamlos durch die Straßen und sucht nach alten Freunden! In den herkömmlichen Märchen war die böse Hexe hässlich, in modernen hat sie hohe Wangenknochen und Silikonimplantate! Die Menschen sind nicht mehr geheimnisvoll, weil sie nie die Klappe halten! Der Glaube ist in etwa so erhellend wie eine Augenbinde! Hörst du mir zu, Jasper? Es kann vorkommen, dass du spätabends durch die Stadt gehst, und eine Frau, die vor dir hergeht, dreht sich um und wechselt dann die Straßenseite, nur weil einige deiner Geschlechtsgenossen Frauen vergewaltigen und Kinder schänden!«

Ein Fach war so verwirrend wie das andere, und jedes deckte ein breites Spektrum an Themen ab. Er versuchte, mich in sokratische Dialoge zu verwickeln, übernahm aber letzten Endes immer beide Parts. Wenn es während eines Gewitters einen Stromausfall gab, zündete Dad eine Kerze an und hielt sie sich unters Kinn, um mir zu zeigen, wie das menschliche Antlitz bei entsprechender Beleuchtung zu einer Fratze des Bösen wird. Sollte ich mich je mit jemandem verabreden müssen, hämmerte er mir ein, dann sollte ich unbedingt aus der »dummen menschlichen Gewohnheit« ausscheren, mich auf eine Uhrzeit im Viertelstundenrhythmus festzulegen. »Triff Leute nie um 7 Uhr 45 oder 6 Uhr 30, Jasper, schlag Zeiten vor wie 7 Uhr 12 oder 8 Uhr 03!« Wenn das Telefon klingelte, nahm er ab und schwieg, sagte der Anrufer dann Hallo, antwortete er mit piepsiger Kinderstimme: »Dad nicht zu Hause.« Schon als Kind war mir klar, dass ein erwachsener Mann, der sich vor der Welt versteckt, indem er sich für seinen eigenen sechsjährigen Sohn ausgibt, wunderbar ist; doch viele Jahre später ertappte ich mich dabei, es genauso zu machen, nur dass ich so tat, als wäre ich er. »Mein Sohn ist nicht da. Worum handelt es sich denn?«, dröhnte ich dann. Und Dad nickte beifällig. Sich verstecken, das fand er gut.

Diese Unterrichtsstunden setzten sich auch außerhalb unserer vier Wände fort, wo Dad mir die Kunst des Feilschens beizubrin-

gen versuchte, obwohl das in unserer Gesellschaft nicht gerade üblich war. Ich weiß noch, wie er mit mir an der Hand eine Zeitung kaufen ging und den verdatterten Verkäufer anschrie: »Keine Kriege! Keine Wirtschaftskrisen! Keine Massenmörder auf freiem Fuß! Wofür verlangen Sie dann so viel Geld? Ist doch gar nichts passiert!«

Ich erinnere mich auch daran, wie er mich auf einen gelben Plastikstuhl setzte und mir die Haare schnitt; für ihn war das etwas, das mit Hirnchirurgie absolut nichts zu tun hatte, und deshalb war es für ihn selbstverständlich, dass ein Mann mit zwei Händen und einer Schere auch Haare schneiden konnte. »Ich werfe mein Geld doch nicht für einen Friseur raus, Jasper. Was gibt es da zu können? Klar, an der Kopfhaut ist Schluss.« Mein Vater, der Philosoph – nicht mal die Haare konnte er einem schneiden, ohne sich darüber tiefsinnige Gedanken zu machen. »Haare sind das Symbol für Kraft und Vitalität, auch wenn es viele dynamische Glatzköpfe auf Erden gibt und auch Menschen mit langen Haaren apathisch sein können. Warum schneiden wir sie überhaupt? Was haben wir gegen Haare?«, fragte er etwa und ging mit blindwütigem, willkürlichem Schnippschnapp auf meinen Kopf los. Auch seine eigenen Haare schnitt Dad selbst, oft ohne einen Spiegel zu Hilfe zu nehmen. »Ich will ja keinen Preis damit gewinnen«, sagte er immer, »es soll nur kürzer werden.« Wir waren Vater und Sohn mit aberwitzigen, schief geschnittenen Frisuren – lebende Beispiele für einen der Lieblingsgrundsätze meines Dads, den ich erst später so ganz verstehen sollte: Verrückt auszusehen macht frei.

Spätabends dann wurden die Lektionen des Tages mit einer Gute-Nacht-Geschichte gekrönt, die er sich selbst ausdachte. O Mann! Es waren alles düstere und gruselige Geschichten, deren Held unverkennbar mich darstellen sollte.

Ein typisches Beispiel:

»Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Kasper. Kaspers Freunde waren sich einig: Alle hassten sie den fetten Jungen, der

ein Stück die Straße runter wohnte. Kasper wollte natürlich weiter dazugehören, deswegen begann er, den fetten Jungen ebenfalls zu hassen. Dann stellte Kasper eines Morgens beim Aufwachen fest, dass sein Gehirn zu faulen begonnen hatte und ihm als quälender Ausfluss aus dem Hintern tropfte.«

Armer Kasper! Ihm blieb wirklich nichts erspart. In dieser Serie von Gute-Nacht-Geschichten wurde er erschossen, erstochen, niedergeknüppelt, in kochende Flüssigkeiten getaucht, über Felder voll Glasscherben geschleift; ihm wurden die Fingernägel herausgerissen, Kannibalen labten sich an seinen Eingeweiden, er verschwand, implodierte und litt wiederholt an epileptischen Anfällen und vorübergehender Taubheit. Die Moral war stets ein und dieselbe: Wer sich ohne nachzudenken der öffentlichen Meinung anschließt, stirbt eines überraschenden, grässlichen Todes. Eine Ewigkeit hatte ich schreckliche Angst, irgendwem auch nur irgendwie zuzustimmen, selbst wenn es nur um die Uhrzeit ging.

Nennenswerte Erfolge blieben Kasper verwehrt. Gut, mitunter gelangen ihm kleine Etappensiege, für die er belohnt wurde (mit zwei Goldmünzen, einem Kuss, der Anerkennung seines Vaters), aber nie, nicht ein einziges Mal, gewann er die Schlacht. Wie ich heute weiß, lag dies daran, dass Dads Lebensphilosophie ihm selbst so gut wie keinen Erfolg eingebracht hatte: keine Liebe, keine Ruhe, kein Gelingen, kein Glück. Dauerhaften Frieden oder einen endgültigen Sieg, das konnte Dad sich einfach nicht vorstellen; er hatte das nie erlebt. Daher war auch Kasper von vornherein zum Scheitern verurteilt. Er hatte keine Chance, der arme Kerl.

Eine der denkwürdigsten Lektionen begann damit, dass Dad mit einem olivgrünen Schuhkarton unterm Arm in mein Zimmer kam und verkündete: »In der heutigen Stunde geht es um dich.«

Er nahm mich mit in den Park gegenüber unserem Miets- haus, eine dieser deprimierenden, verwahrlosten städtischen Parkanlagen, die immer aussehen, als hätte in ihnen ein Krieg

zwischen Kindern und Junkies getobt, bei dem die Kinder den Arsch vollgekriegt hatten. Totes Gras, kaputte Rutschen, ein paar verwaiste Schaukeln, die sich ineinander verhakten, rostigen Ketten im Wind drehten.

»Pass auf, Jasper«, sagte Dad, nachdem wir uns auf eine Bank gesetzt hatten. »Es wird Zeit, dass du erfährst, womit deine Großeltern sich das Leben versaut haben, damit du dir überlegen kannst, was du aus den Fehlern deiner Vorfahren lernst: Willst du die gleichen machen oder dich vom Rückstoß ihrer Fehler in einen feindlichen Orbit katapultieren lassen, wo du deine eigenen katastrophalen Fehler begehen kannst? Wir alle schleppen uns kraftlos von den Gräbern unserer Großeltern hinweg, den Nachhall ihres traurigen Sterbens noch im Ohr, im Mund den schalen Nachgeschmack ihres schändlichsten Verbrechens an sich selbst: die Schmach ihres ungelebten Lebens. Nur das stetige Ansammeln von Kummer und Misslingen, hinzuaddiert zu *unserer* Schande und *unserem* ungelebten Leben, macht es uns möglich, ihr Leben zu begreifen. Aber sollten wir durch eine Laune des Schicksals ein behütetes Leben führen und beschwingt von einem trefflichen Erfolg zum nächsten eilen, werden wir sie nie verstehen! Niemals!«

Dad öffnete seinen Schuhkarton. »Ich möchte, dass du dir etwas ansiehst«, sagte er und nahm einen Stapel loser Fotos heraus. »Das hier ist dein Großvater«, fuhr er fort und hielt die Schwarz-Weiß-Aufnahme eines bärtigen jungen Mannes hoch, der an einer Straßenlaterne lehnte. Der Mann lächelte nicht; es sah aus, als lehnte er an der Laterne, weil er Angst hatte, sonst umzufallen.

Dann zog Dad das Foto einer jungen Frau mit einem reizlosen ovalen Gesicht und mattem Lächeln hervor. »Das ist deine Großmutter«, erklärte er, bevor er so hastig die Fotos durchkämmte, als stünde einer mit der Stoppuhr daneben. Das wenige, das ich von der monochromen Vergangenheit zu sehen bekam, war verwirrend. Sie machten auf jedem Foto das gleiche Gesicht: Das meines Großvaters hatte stets einen gequälten Ausdruck, das Lächeln

meiner Großmutter wirkte deprimierender als die betrübteste Leichenbittermiene.

Dad suchte ein weiteres Foto heraus. »Das ist Vater Nummer zwei. Mein richtiger Vater. Die Leute denken immer, der biologische Vater sei ›richtiger‹ als der, bei dem man aufwächst, aber man wird schließlich nicht von einem zeugungsfähigen Tropfen Samen aufgezogen, oder?«

Er hielt mir die Fotografie unter die Nase. Ich weiß nicht, ob Gesichter Gegenpole darstellen können, aber im Gegensatz zum ernsten Gesicht des ersten Großvaters grinste dieses, als sei Vater zwei nicht nur am glücklichsten Tag seines Lebens fotografiert worden, sondern am glücklichsten Tag aller Zeiten. Er trug einen mit weißer Farbe bespritzten Overall, hatte eine wilde blonde Mähne und war schweißüberströmt.

»Ehrlich gesagt, schaue ich mir diese Fotos nicht sehr oft an, denn wenn ich die Bilder Verstorbener betrachte, sehe ich nur, dass sie tot sind. Ob Napoleon oder meine eigene Mutter, es sind einfach Tote.«

An diesem Tag erfuhr ich, dass meine Großmutter ausgerechnet in jener unglückseligen Zeit in Polen zur Welt gekommen war, als Hitler seine größtenwahnsinnigen Ideen zunichtegemacht hatte, indem er sie wahr werden ließ – er entpuppte sich als großer Führer mit einem Händchen fürs Marketing. Als die Deutschen vorrückten, flohen die Eltern meiner Großmutter aus Warschau und schleppten das Mädchen durch ganz Osteuropa, bis sie nach mehreren qualvollen Monaten China erreichten. Dort wuchs meine Großmutter auf – im Ghetto von Shanghai, während des Krieges. Sie lernte Polnisch, Jiddisch und Mandarin und überstand die Tropenkrankheiten der feuchten Monsunmonate, drastische Lebensmittelrationierungen und amerikanische Luftangriffe.

Nachdem mit den amerikanischen Truppen auch die Nachricht vom Holocaust nach Shanghai gelangt war, zog es viele aus der jüdischen Gemeinde von China aus in alle möglichen Win-

kel, doch meine Urgroßeltern beschlossen zu bleiben. Immerhin hatten sie es zu einer mehrsprachigen Kleinkunstabühne und einem koscheren Metzgerladen gebracht. Das war meiner jungen Großmutter nur recht, denn sie war bereits in meinen Großvater verliebt, der Schauspieler am Theater der Familie war. 1956, gerade siebzehn, wurde meine Großmutter schwanger, was ihre Eltern und die des Bräutigams zu hastigen Hochzeitsvorbereitungen zwang, wie es in der Alten Welt Usus war, wenn man nicht wollte, dass die Leute anfangen, nachzurechnen. Eine Woche nach der Trauung beschloss die Familie, zurück nach Polen zu gehen, um das Kind, das sie erwarteten, der Zellhau-fen, der einmal mein Vater werden würde, in ihrem Heimatland großzuziehen.

Sie wurden nicht gerade mit offenen Armen empfangen, um es höflich auszudrücken. Wer weiß, ob es das schlechte Gewissen war, die Angst vor den Forderungen nach Wiedergutmachung oder bloß die unangenehme Überraschung, wenn jemand klingelt und sagt: »Sie wohnen in meinem Haus«, jedenfalls musste meine Großmutter mit ansehen, wie ihre Eltern, keine zehn Minuten nach ihrer Ankunft, mit einem Eisenrohr totgeprügelt wurden. Meine Großmutter lief auf und davon, aber ihr Mann blieb zurück und wurde erschossen, weil er über den Leibern der Erschlagenen auf Hebräisch gebetet hatte. Und dabei hatte er noch nicht einmal »Amen« gesagt, die Botschaft war also noch gar nicht abgeschickt worden (»Amen« ist so was wie »Senden« bei einer E-Mail).

Unversehens Witwe und Vollwaise geworden, floh meine Großmutter ein zweites Mal aus Polen, diesmal auf einem Schiff in Richtung Australien. Nachdem sie zwei Monate lang auf den einschüchternden Horizont gestarrt hatte, setzten genau in dem Moment bei ihr die Wehen ein, als jemand ausrief: »Ich kann's schon sehen!« Alle rannten zur einen Seite des Schiffes und lehnten sich über die Reling. Steile Klippen, gekrönt von Gruppen grüner Bäume, säumten die Küste. Australien! Die jüngeren Passagiere johlten vor Freude. Die älteren Passagiere wussten, dass der

Schlüssel zum Glück ist, sich keine allzu großen Hoffnungen zu machen. Sie buhten.

»So weit alles mitbekommen?«, unterbrach sich mein Vater. »Aus diesen Bausteinen besteht deine Identität. Polnisch. Jüdisch. Drangsaliert. Vertrieben. Das sind nur einige Gemüsesorten, aus denen man die Jasper-Suppe macht. Hast du das kapiert?«

Ich nickte. Ich hatte es kapiert. Dad fuhr fort.

Obwohl sie noch immer kaum ein Wort Englisch sprach, ließ sich meine Großmutter schon sechs Monate später mit meinem Großvater Nummer zwei ein. Ob man stolz darauf sein oder sich lieber dafür schämen sollte, darüber lässt sich streiten. Jedenfalls war er einer, der seinen Familienstammbaum bis zu der letzten Schiffsladung Strafgefangener aus England zurückverfolgen konnte, die man auf australischem Boden entsorgt hatte. Es stimmt zwar, dass einige dieser Kriminellen wegen Bagatelldelikten wie etwa dem Diebstahl eines Laib Brots verknackt worden waren, doch zu denen gehörte der Vorfahr meines Vaters nicht – na ja, vielleicht doch, aber er hatte auch drei Frauen vergewaltigt, und ob er nach den Vergewaltigungen auf dem Heimweg noch Brot geklaut hatte, ist nicht überliefert.

Das Liebeswerben war kurz und schmerzlos. Offensichtlich nicht dadurch abgeschreckt, Vater eines Kindes zu werden, das nicht von ihm war, bat er, bewaffnet mit einem Polnisch-Wörterbuch und einer Grammatik der englischen Sprache, schon nach einem Monat meine Großmutter um ihre Hand. »Ich bin bloß einer, der sich hochgeboxt hat, und das bedeutet: ›Wir gegen den Rest der Welt.‹ Wahrscheinlich wird die Welt jedes Spiel gegen uns mit links gewinnen, aber wir werden uns nie geschlagen geben, komme, was wolle. Was hältst du davon?« Sie schwieg. »Na, komm. Sag einfach: ›Ich will‹«, bettelte er. »Das kommt von dem Verb ›wollen‹. Mehr brauchst du erst mal nicht zu wissen. Später kommen wir zum ›wollte‹.«

Meine Großmutter überdachte ihre Lage. Sie kannte niemanden, der sich um ihr Baby kümmern konnte, wenn sie zur Arbeit musste, und sie wollte nicht, dass ihr Kind vaterlos und in Armut aufwuchs. Sie fragte sich: Habe ich die erforderliche Skrupellosigkeit, zum Wohle meines Kindes einen Mann zu heiraten, den ich nicht wirklich liebe? Will ich das? Ja, ich will. Dann schaute sie in sein unseliges Gesicht und dachte: Ich könnte es schlechter treffen – eine dem Anschein nach gutartige Redewendung, dabei im Grunde eine der abschreckendsten überhaupt.

Er war arbeitslos, als sie heirateten, und als meine Großmutter in seine Wohnung zog, musste sie mit Entsetzen feststellen, dass sie dort ein furchteinflößendes Potpourri aus Macho-Spielzeug erwartete: Gewehre, Replika-Pistolen, Modellkriegsflugzeuge, Gewichte und Hanteln. Wenn er in sein Muskeltraining, seine Kung-Fu-Übungen oder das Reinigen seiner Waffen vertieft war, piff er vergnügt vor sich hin. In den grauen Momenten, in denen ihn die Verzweiflung über seine Arbeitslosigkeit überkam und sich Zorn und Verbitterung in ihm breit machten, piff er finster vor sich hin.

Dann fand er vier Stunden entfernt Arbeit bei den New South Wales Prison Services in der Nähe einer gerade erst entstehenden Stadt. Er sollte nicht im Gefängnis arbeiten – er sollte mithelfen, es aufzubauen. Weil bald ein Gefängnis düster am Ortsrand aufragen würde, verlieh eine Zeitung aus Sydney dieser Ansiedlung (in der mein Vater aufwachsen sollte) das Prädikat »Unattraktivster Wohnort in ganz New South Wales«.

Als meine Großeltern erstmals die abschüssige Straße hinunterfuhren, die in den Ort führte, erblickten sie oben auf einem Hügel die Grundmauern der Strafanstalt. Umgeben von mächtigen, stummen Bäumen gelegen, wirkte das Gefängnis auf meine Großmutter eher halb verfallen als halb fertig, und das empfand sie als böses Omen. Was es wohl auch war, wenn man bedenkt, dass mein Großvater dort hingezogen war, um ein Gefängnis zu bauen, und ich nun in einem sitze und schreibe. Wahrlich, die

Vergangenheit ist ein inoperabler Tumor, dessen Metastasen bis in die Gegenwart reichen.

Sie zogen in ein schuhkartonförmiges, wetterfest verschaltes Haus, und am nächsten Tag, während meine Großmutter den Ort erkundete und dessen Einwohner unabsichtlich mit ihrem Nimbus als Überlebende einschüchterte, trat mein Großvater seine neue Stelle an. Ich weiß nicht genau, worin seine Aufgabe bestand, doch in den folgenden Monaten sprach er offenbar unablässig von verriegelten Türen, kalten Fluren, Zellenabmessungen und vergitterten Fenstern. Als sich das Gebäude der Fertigstellung näherte, begann er, sich fanatisch mit allem zu befassen, was mit Gefängnissen zu tun hatte; er ließ sich in der neu gegründeten Stadtbücherei sogar Bücher über ihre Bauweise und Geschichte aus. Meine Großmutter investierte in derselben Zeit ebenso viel Energie ins Erlernen der englischen Sprache, woraus eine neue Katastrophe erwuchs. Ihre Englischkenntnisse verbesserten sich, und sie begann, ihren Ehemann zu verstehen.

Seine Witze erwiesen sich als dumm und rassistisch. Überdies waren einige, wie sich herausstellte, gar keine Witze, sondern langatmige, geistlose Monologe, die mein Großvater mit Worten schloss wie: »Und dann sagte ich: Ach, ja?« Ihr wurde klar, dass er unentwegt mit seinem Los haderte, und wenn er nicht gerade gemein und zotig war, war er nur banal, wenn er nicht paranoid war, war er ein Langweiler. Bald machte sein Gerede sein einnehmendes Gesicht hässlich; sein Gesichtsausdruck bekam etwas Grausames; sein halb offen stehender Mund wurde zum Zeichen seiner Dummheit. Und mit jedem Tag wurde es schlimmer, weil sich eine neue Sprachbarriere zwischen ihnen auftrat – die unüberwindbare Hürde einer gemeinsamen Sprache.

Dad legte die Fotos mit finsterem Blick zurück in die Schachtel, als habe er eine Reise in die Vergangenheit unternehmen wollen, dort angekommen aber festgestellt, dass es ihm überall besser gefiel.

STEVE TOLTZ

Steve Toltz**Vatermord und andere Familienvergügen**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 800 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74344-5

btb

Erscheinungstermin: März 2012

Die ungeschminkte Wahrheit über eine eigentümliche Familie

Ganz Australien verachtet meinen Vater Martin Dean wie keinen Zweiten, genauso wie alle seinen Bruder, meinen Onkel Terry, wie keinen Zweiten verehren ...

Jasper Dean erzählt die ungeschminkte Wahrheit seiner eigentümlichen Familie, ein höchst vergnüglicher Ausflug an den Rand des Wahnsinns. Steve Toltz, einer der jungen Stars der englischsprachigen Literaturszene, wurde für »Vatermord und andere Familienvergügen« preisgekrönt und für die Shortlist des renommierten Booker-Preises nominiert.